

Uwe Heimowski

Mit dem Leben spielt man nicht

Wie mein Glaube mich aus der Sucht befreite
und ich eine zweite Chance bekam

Uwe Heimowski
mit Hauke Burgarth

Mit dem Leben spielt man nicht

Wie mein Glaube mich aus
der Sucht befreite und ich
eine zweite Chance bekam

SCM

Stiftung Christliche Medien

SCM Hänssler ist ein Imprint der SCM Verlagsgruppe,
die zur Stiftung Christliche Medien gehört, einer gemeinnützigen Stiftung,
die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher,
Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.



© 2024 SCM Hänssler in der SCM Verlagsgruppe GmbH
Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen
Internet: www.scm-haenssler.de; E-Mail: info@scm-haenssler.de

Die Bibelverse sind, wenn nicht anders angegeben, folgender Ausgabe entnommen:
Lutherbibel, revidiert 2017, © 2016 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart

Lektorat: Christiane Kathmann, www.lectorat-kathmann.de
Umschlaggestaltung: Sybille Koschera, Stuttgart
Titelbild: Henning Moser, WWW.HENNINGMOSER.DE
Satz: typoscript GmbH, Walddorfhäslach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Gedruckt in Deutschland
ISBN 978-3-7751-6238-8
Bestell-Nr. 396.238

Inhalt

Zwei Tage im Dezember	9
Erste Erinnerungen	13
Eine plötzliche Wende	21
Zwischen Gymnasium und Disco	31
Aus und vorbei	39
Nicht mit und nicht ohne	48
Gott hört Gebet	55
Wendepunkte	64
Giraffen-Therapie	74
Wenn Gott so viel getan hat	83
Für Jesus unterwegs	95
Auf der »sündigsten Meile der Welt«	101
Begleitung bis zum Schluss	108
Zwischen Tod und Liebe	114
Ausgerechnet in Gera	121
»Euch wollen wir hier nicht!«	130
Es bleibt nicht rosarot	139

Eine Gemeinde für die Stadt	149
Zwischen Kirche und Politik	160
Da muss man doch was tun	169
Menschenrechte sind unteilbar	176
Eine neue Berufung in Berlin	184
Brückenbauer	194
Eine Frage des Herzens	201
Immer noch von Gott gebraucht	210
Neue Herausforderungen	217
Armutüberwinder	223
Adressen, Links und Quellen	230

In diesem Buch erzähle ich meine Geschichte so, wie sie sich tatsächlich zugetragen hat. Natürlich geschieht das aus meiner persönlichen Perspektive und muss nicht unbedingt die Ansichten, Erinnerungen und Empfindungen Dritter widerspiegeln. Wo es mir angebracht schien, wurden deshalb aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes Namen, Orte und Details geändert.

Leider musste ich mich auch beschränken. Viele Menschen haben mein Leben bereichert – doch es war nicht möglich, sie alle zu erwähnen. Seht es mir nach. Und glaubt mir meine ehrliche Dankbarkeit.

Ein dickes Dankeschön an den SCM Verlag, der mich gebeten hat, meine Geschichte zu erzählen. Dir, lieber Hauke, dass du sie so spannend zu Papier gebracht hast. Und dir, liebe Christine, für deine Liebe an guten und schlechten Tagen.

Zwei Tage im Dezember

»Ich kann nicht glauben.«

Komisch, manchmal beginnt der Glaube mit genau diesen vier Worten.¹

Es ging mir schon eine ganze Weile nicht gut. Okay, ich war sechs- undfünfzig und irgendwann muss sich jeder wohl oder übel damit anfreunden, dass man die eigenen Grenzen nicht von Jahr zu Jahr erweitern kann. Aber im Großen und Ganzen fühlte ich mich fit. »Altersentsprechend«, meinte meine Hausärztin und lächelte dabei.

Doch an diesem Tag im Dezember 2020 war mir nicht nach Lächeln zumute. Ich war nur kurz die Treppe hinuntergegangen, um ein Geburtstagspäckchen für unsere Jüngste entgegenzunehmen, und kam völlig verschwitzt und atemlos wieder oben an. Meine Brust brannte und mir war speiübel. Das konnte nicht nur Müdigkeit oder Abgeschlagenheit sein. Zunächst versuchte ich es noch mit einer kurzen Ruhepause, doch innerlich leuchteten schon alle Alarmglocken. Google gab mir recht. Als ich auf meinem Bett lag, mein Puls wieder etwas ruhiger schlug und ich langsam wieder Luft bekam, schaute ich meine Symptome nach und stieß dabei auf das hässliche Wort »Herzinfarkt«. Daneben stand warnend: »Wenn

Sie diese oder ähnliche Symptome haben, dann zögern Sie bitte nicht und rufen Sie den Notarzt.«

»Christine, komm doch mal bitte her ...« Kurz besprach ich mich mit meiner Frau. Sollten wir noch abwarten? Sollte ich am

»Wenn Sie diese oder ähnliche Symptome haben, dann zögern Sie bitte nicht und rufen Sie den Notarzt.«

nächsten Tag meine Hausärztin aufsuchen? Nein, wir riefen sofort die 112 an. »Guten Tag, hier Heimowski, ich denke, ich habe einen Herzinfarkt ...«

Es ging mir gut genug, um die Großaktion mit Rettungsfahrzeug und Notarzt mitzubekommen, aber

es ging mir so schlecht, dass ich mich mittlerweile vor Schmerzen krümmte. Kurze Zeit später lag ich im Krankenhaus. Das EKG zeigte nichts Untypisches an, mir wurde Blut abgenommen und dann hieß es Warten. Auf der Notaufnahme herrschte Chaos. Corona-Chaos. Die Räume waren überfüllt. Ein Mann brüllte, dass er keine Maske tragen wolle, die Pandemie sei eine einzige Lüge. Die Zeit verging, die Schmerzen nicht. Nach einer Dreiviertelstunde zupfte ich einen Arzt am Ärmel. Er schaute verwirrt. »Was machen Sie denn noch hier?«

Im Eiltempo wurde ich auf die Intensivstation gebracht und bekam eine hohe Dosis Aspirin und Schmerzmittel gespritzt. Die Symptome waren zwar untypisch und die ersten Messergebnisse negativ, aber bald stellte sich heraus, dass ich tatsächlich einen Herzinfarkt hatte. Die Medikamente senkten den Blutdruck und langsam ließen die Schmerzen nach. Am nächsten Tag wurden mit dem Herzkatheter mehrere Stents gesetzt und eine Ader verödet. Es war sehr knapp gewesen.

Abends bekam ich Besuch von einer Psychologin, die mir erklärte, was nun mit mir passieren würde. »Es kann gut sein, dass Sie in den nächsten Wochen und Monaten mit Angstzuständen

und Panikattacken zu kämpfen haben.« Sie schaute mich an. »Das ist völlig normal! Es ist eine Reaktion Ihrer Seele auf den lebensbedrohlichen Zustand, den Sie durchgemacht haben.«

Als ich wieder allein in meinem Zimmer lag, machte sich allerdings keine Angst breit, sondern tiefe Dankbarkeit. Ich wusste zwar nicht, wie es weitergehen würde, aber es würde weitergehen. Gott war da! Ich lebte.

Spontan dachte ich zurück an einen Dezembertag vor vierunddreißig Jahren, als mich Leben und Tod auf eine ähnlich intensive Weise berührt hatten.

1986 hatte ich Alkohol- und Drogenprobleme, vor allem aber war ich spielsüchtig. Ich hatte die Schule und meine Ausbildung abgebrochen. Gesundheitlich war ich völlig am Ende. Ich war zwar erst zweiundzwanzig, aber ich wusste nicht, wie es weitergehen sollte. Mir fehlte jede Hoffnung und ich hatte schon einen Plan gefasst, wie ich meinem Leben ein Ende setzen wollte. Mit einer ganzen Flasche Johnnie Walker trank ich mir Mut an. Doch bevor ich mich umbringen konnte, geschah etwas, was mein Leben komplett veränderte. So merkwürdig es klingen mag: Ich hatte eine Begegnung mit Gott. Eine innere Stimme sagte mir laut und klar vernehmbar: »Wenn du das jetzt machst, stehst du vor Gott. Und so, wie du gelebt hast, kannst du vor ihm nicht bestehen.« Glaube hatte bis dahin keine große Rolle in meinem Leben gespielt. Ab diesem

Ich spürte keine Angst, sondern war überwältigt von Dankbarkeit.

Moment wusste ich, dass die Stimme nicht aus mir selbst kam. Betrunkene, wie ich war, fiel ich auf meine Knie: »Wenn es dich wirklich gibt, dann musst du mir einen Ausweg zeigen«, forderte ich Gott heraus. Und das Unglaubliche geschah: Der Ausweg zeigte sich. Mein Leben nahm eine unfassbare Wende. Gott befreite mich aus der Sucht und ich bekam eine zweite Chance.

Und nun lag ich hier auf der Intensivstation. Blickte zurück auf vierunddreißig erfüllte Jahre, wie ich sie mir nie hätte vorstellen können. Ich spürte keine Angst, sondern war überwältigt von Dankbarkeit.

1986 und 2020. Zwei Tage im Dezember. Beide Male sah es so aus, als wäre mein Leben zu Ende. Und beide Male machte Gott etwas daraus. Dies und all die Geschichten drum herum möchte ich gern erzählen.

Erste Erinnerungen

Ich freue mich schon auf den Tag, an dem ich mich nicht mehr dauernd daran erinnere, was ich alles vergessen habe.

Wenn ich spiele, dann spiele ich. Dann kann neben mir die Welt untergehen und ich lasse mich nicht stören. Das hört sich nach einem wunderbar fokussierten Leben an, als kleines Kind wurde

es mir allerdings fast zum Verhängnis. Ich war zwei Jahre alt, als ich bei uns im Vorgarten mit irgendeiner wichtigen Aufgabe beschäftigt war. Musste ich Steine sammeln, um eine Burg zu bauen, oder unbedingt mit dem Ball ins Tor treffen? Ich weiß es nicht mehr. Jedenfalls rollte mein Vater mit dem

Auto rückwärts aus der Garage und sah mich nicht. Als Zweijähriger erschien ich noch nicht in seinem Rückspiegel. Außerdem war sein Blick getrübt, denn er war – wie so oft – betrunken. Erst als er einen Aufprall und dann meinen Schrei hörte, trat er auf die Bremse.

Erst als er einen Aufprall und dann meinen Schrei hörte, trat er auf die Bremse.

Ich hatte zahlreiche Verletzungen und am schwersten hatte es meine Hüfte getroffen. Mit mehreren Brüchen lag ich viele Monate lang in einem Streckverband fixiert im Krankenhaus. Besuch galt

damals eher als Störfaktor im Krankenhausablauf, deshalb gab es nur wenige Besuchszeiten pro Woche. Ich fühlte mich elend und allein und litt darunter beinahe mehr als unter meinen Brüchen. Natürlich erinnere ich mich nicht selbst an diese Zeit, aber ich habe die Geschichte so oft gehört, dass ich fast meine, den Automotor in der Garage anspringen zu hören und den typischen Krankenhausgeruch in der Nase zu haben.

Das Ganze ist allerdings mehr als ein Kindheitserlebnis für mich. Vieles beeinflusst ein Leben, obwohl man sich kaum oder gar nicht daran erinnern kann. Meine Hüftprobleme jedenfalls lassen mich bis heute nicht los. Jahre später wurde bei einer Röntgenuntersuchung ein Hüftschiefstand festgestellt und der Röntgenarzt meinte: »Das scheint von einem schweren Unfall herzurühren. Es würde auch häufige Kopf- und Rückenschmerzen erklären. Ist da mal etwas vorgefallen?«

Von all meinen Geschwistern habe ich die wenigsten Erinnerungen an meine Kindheit. Selbst mein jüngerer Bruder erinnerte sich an Situationen, die ich nicht mehr auf dem Schirm hatte. Das liegt sicher daran, dass ich als Kind ein Träumer war. Ich las viel, hörte Radio und Kassetten, dachte mir Geschichten aus und lebte oft in einer Art Parallelwelt. Mein kleiner Bruder genoss es. Wir teilten uns nämlich ein Zimmer, und wenn es dunkel wurde und wir ins Bett gehen sollten, kuschelte er sich in die Decke und bat: »Erzähl weiter.« »Was denn?« »Du weißt schon, von der Bisonjagd, wo du gestern aufgehört hast.« Regelmäßig erfand ich für uns beide Indianergeschichten, die Winnetou und Old Shatterhand alt aussehen ließen.

Vieles in meiner Umgebung bekam ich durch meine verträumte Art nicht richtig mit, manchmal verschwammen bei mir die Realität und meine erdachte Wirklichkeit. Später korrigierten meine Familie und andere mich regelmäßig und sortierten damit mei-

ne scheinbaren Erinnerungen neu. Oft hörte ich die Worte: »Was erzählst du denn? Das war doch ganz anders ...« Dieser frühe Rückzug in meine eigene Welt half mir damals wahrscheinlich, die ersten schweren Jahre meiner Kindheit zu überstehen; manches Schlimme bekam ich so schlicht und einfach nicht mit. Natürlich wurde ich trotzdem stark von meiner Herkunftsfamilie geprägt.

Mein Vater kam aus dem Osten, aus Danzig. Mein Opa war Pole – daher auch der Name Heimowski. Er war mit einer Deutschen verheiratet und wanderte im Dritten Reich nach Deutschland ein. In seiner alten Heimat sah er keine Zukunft mehr, und da er selbst Nazi war, ließ er sich in Heider umbenennen und zog ins »Großdeutsche Reich«, um für Deutschland zu kämpfen. Im Buch *Die Blechtrommel* wird in einem Nebensatz eine polnische Familie erwähnt: »Und nebenan Heinerts Eltern, die noch Heimowski hießen.«² Günter Grass beschreibt hier einen ähnlichen Namenswechsel wie bei meinem Großvater. Meinte er gar meine Familie? Ich weiß es nicht. Meine Oma verließ jedenfalls den frischgebackenen Herrn Heider wegen seiner nationalsozialistischen Einstellung und dachte pragmatisch: »Der Name Heimowski ist ja jetzt frei – also behalte ich ihn.« Sie lebte nach der Scheidung weiter in Danzig und mein Vater blieb bei ihr.

Als der Zweite Weltkrieg zu Ende ging, floh sie mit meinem Vater in den Westen. Am 30. Januar 1945 stand sie mit Tausenden anderen Flüchtlingen im Hafen von Danzig und hoffte auf eine Passage auf der *Wilhelm Gustloff*. Mein Vater und sie hatten keine Chance. Die Schlange der Ausreisewilligen, die vor den heranziehenden Russen flohen, war viel zu lang. Das Schiff war bereits überfüllt, bevor sie an der Reihe waren. Enttäuscht kehrten sie um und dachten: »Jetzt ist unser Leben vorbei!« Es wäre in der Tat vorbei gewesen, wenn sie an Bord gekommen wären, denn noch in derselben Nacht wurde das Schiff torpediert und sank. Nur rund

tausend Personen wurden gerettet und überlebten – schätzungsweise neuntausend ertranken.

Meiner Großmutter und meinem Vater blieb nichts anderes übrig, als den Weg zu Fuß, mit der Bahn oder auch mal auf einem vorbeifahrenden Pferdewagen zu bewältigen. Im Westen angekommen gerieten sie nach Hämelerwald, einem Dorf in der Nähe von Hannover. Dort wuchs mein Vater auf, schloss die Schule

»Jetzt ist unser Leben vorbei!«

ab, absolvierte eine Lehre als Maurer und arbeitete später als Lkw-Fahrer. Doch wie schon mein Opa wurde auch er zum Alkoholiker.

Meine Mutter wurde 1936 als jüngstes von zwölf Kindern in Litauen geboren. Auch sie musste kurz vor Ende des Krieges fliehen. Die Russen standen vor Litauen und die deutsche Minderheit im Land war gezwungen, ihre Heimat aufzugeben. Auf der Flucht geriet ihre Familie in Gefangenschaft und die Jahre in einem Lager in Polen waren von unglaublichen Qualen erfüllt: Hunger, schwere körperliche Arbeit und Schikanen bis hin zur Vergewaltigung. Als meine Mutter endlich in Deutschland ankam, hatte sie acht Geschwister verloren, und ihre Mutter galt als vermisst. Erst Jahre später konnte sie sie mithilfe des Roten Kreuzes finden – sie lebte. Obwohl meine Mutter die Jüngste war, übernahm sie die häusliche Verantwortung für ihren Vater und zwei Brüder – einer davon war ertaubt – und arbeitete nebenbei als Serviermädchen. Die Schule hatte sie insgesamt nur ein Jahr lang besucht – mehr war nicht möglich gewesen. Sie hatte sich zwar selbst das Lesen und Schreiben beigebracht, aber noch als erwachsene Frau wurde sie nervös, wenn ihr jemand beim Schreiben auf die Finger sah.

Nach einigen Jahren in Thüringen wurden die Flüchtlinge auf ganz Deutschland verteilt. Die Behörden schickten die Familie meiner Mutter ebenfalls nach Hämelerwald in Niedersachsen. Damals war meine Mutter siebzehn. Sie war neu im Ort, kannte

noch niemanden und hatte Nachholbedarf. Als Kirmes gefeiert wurde, war sie fröhlich dabei, genoss das Fest und lernte einen jungen Mann kennen. Leider vertrug sie den Alkohol nicht. Sie gab sich den Avancen meines Vaters hin, wurde sofort schwanger und »musste« heiraten.

Von den Alkoholproblemen ihres Mannes hatte sie keine Ahnung und die Ehe wurde eine Katastrophe. Mein Vater brachte sein Geld mit anderen Frauen durch. Er trank. Immer wieder schlug er meine Mutter und drangsalierte uns Kinder, wo er nur konnte. Meine Eltern bekamen im Laufe der Zeit vier Kinder: meine Schwester, nach zwei Jahren meinen Bruder, nach acht Jahren kam ich zur Welt und dreieinhalb Jahre später mein jüngerer Bruder. Meine Mutter hatte da bereits Schlimmes erlebt, aber sie sah, dass es vielen Frauen in der Nachbarschaft genauso ging. Das Leben war wohl so ... Viele Jahre lang fügte sie sich deshalb in ihr Schicksal, ohne etwas dagegen zu unternehmen.

Wenn ich heute an sie denke, dann fällt mir immer wieder ein, wie ich als ängstliches kleines Kind abends in meinem Bett lag, sie mir über die Stirn streichelte und mich fragte: »Soll ich dir eine Geschichte vorlesen?« »Au ja.« »Was willst du denn hören?« »Der kleine und der große Klaus!« »Aber das Märchen habe ich dir doch schon zigmal vorgelesen.« »Trotzdem. Bitte ...« »Na gut«, antwortete sie, holte Andersens Märchen aus dem Regal und begann: »In einem Dorfe wohnten zwei Leute, die beide denselben Namen hatten. Beide hießen Klaus, aber der eine besaß vier Pferde und der andere nur ein einziges Pferd ...« Das Vertraute dieser Erzählung gab mir Ruhe, genauso wie die Essenz der Geschichte, dass es sich lohnt, seinen Weg aufrichtig zu gehen. Im Anschluss sangen wir

Von den Alkoholproblemen ihres Mannes hatte sie keine Ahnung und die Ehe wurde eine Katastrophe.

»Guten Abend, gute Nacht«, Mutter betete, und ich schlief ein, in der Hoffnung auf den kommenden neuen Tag.

Tagsüber fühlte ich mich wesentlich unsicherer, vor allem, wenn mein Vater da war. Wir wussten nie, wann er von der Arbeit heimkam – und vor allem nicht, in welcher Laune. Hatte er getrunken? War er laut? Würde er Mutter schlagen? Etwas kaputt machen? Die Atmosphäre war geladen wie vor einem Gewitter, bei dem jeden Moment der Blitz einschlagen konnte. Es war schrecklich, uns beherrschte die pure Angst. Sobald Vater anwesend war, befanden wir uns alle in ständiger Habachtstellung und wollten unbedingt vermeiden, ihn zu reizen.

Kein Wunder, dass ich jede Gelegenheit nutzte, um dieser Spannung zu entkommen. Unsere Nachbarn waren kinderlos. Sie war

Die Atmosphäre war geladen wie vor einem Gewitter, bei dem jeden Moment der Blitz einschlagen konnte.

Lehrerin, er Opernsänger. Irgendwie hatten sie einen Narren an mir gefressen, deshalb konnte ich jederzeit bei ihnen klingeln und war willkommen. Oft lag ich in ihrem Wohnzimmer auf der Couch und versank in einem spannenden Hörspiel, das im Radio lief, während bei uns zu Hause wieder einmal Krisenstimmung

war. Vermutlich bekam ich auch deshalb vieles einfach nicht mit, weil ich anders als meine Geschwister die Möglichkeit hatte, den Konflikten aus dem Weg zu gehen.

Ein Ereignis ist mir allerdings sehr präsent. Vater war zwar im Haus, aber es war trotzdem ruhig, bis mitten am Tag plötzlich alle panisch schrien. Mutter und die beiden Großen riefen und rannten durcheinander und liefen dann auf unseren Dachboden. Erst später erfuhr ich, was geschehen war. Mein Vater hatte sich einen Strick genommen und sich an einem Dachbalken aufgehängt. Mutter entdeckte ihn, weil die Dachluke aufstand, schnitt ihn los und rettete

damit sein Leben. Warum er das getan hatte, blieb unklar, er selbst erwähnte dieses Ereignis nie wieder.

Im Laufe der Jahre konnte ich mir diese Szene so plastisch ausmalen, dass ich irgendwann dachte, ich wäre dabei gewesen, doch als ich einmal davon erzählte, erklärte mein älterer Bruder trocken: »Du warst damals unten im Kinderzimmer. Wir haben dich weggeschickt. Nie hätten wir dich dazugeholt.«

Kennzeichnend für Vaters Umgang mit uns Kindern war auch ein anderes Ereignis. Es war Sommer und sehr heiß. Wir waren als ganze Familie im Garten, spielten, lasen oder lagen in der Sonne. Da rief Vater die beiden Großen: »Kommt mal her, ihr beiden. Hier habt ihr etwas Geld. Geht in den Laden

und kauft eine große Packung Vanilleeis.« Schnell zogen sie los. Bei dem heißen Wetter wäre ein Eis genau das Richtige. Kurze Zeit später kamen sie mit einer Literpackung Vanilleeis zurück. Jetzt rief Vater: »Kommt alle her und setzt euch.« Natürlich taten wir das. Uns lief schon das Wasser im Mund zusammen. Und was machte er? Er holte

sich einen Löffel, öffnete den Deckel, leckte ihn sorgfältig ab und aß anschließend das Eis komplett auf. Allein. Während wir alle zuschauen mussten. Keiner von uns traute sich, auch nur ein Wort zu sagen. Als er fertig war, meinte er nur: »Jetzt könnt ihr weiterspielen.« Viele wahrscheinlich wesentlich schlimmere Dinge bekam ich nicht mit, aber an diese Szene erinnere ich mich sehr genau.

Sein Geld bekam mein Vater noch ganz klassisch in der Lohntüte. Jeweils am Freitag wurde ihm der Wochenlohn in bar ausbezahlt. Meistens bedeutete das für uns, dass wir ihn erst im Laufe des Sonntags wieder zu Gesicht bekamen, nachdem er den Inhalt der

Vater holte sich einen Löffel, öffnete den Deckel, leckte ihn sorgfältig ab und aß anschließend das Eis komplett auf. Allein. Während wir alle zuschauen mussten.

Lohntüte vertrunken hatte. Um uns als Familie durchzubringen, ging meine Mutter deshalb frühmorgens einige Stunden putzen, bevor sie uns Kinder weckte und Frühstück machte. Sie verlor nie viele Worte darum. Es war einfach so und sie nahm es lange hin, doch sie litt mehr und mehr darunter.